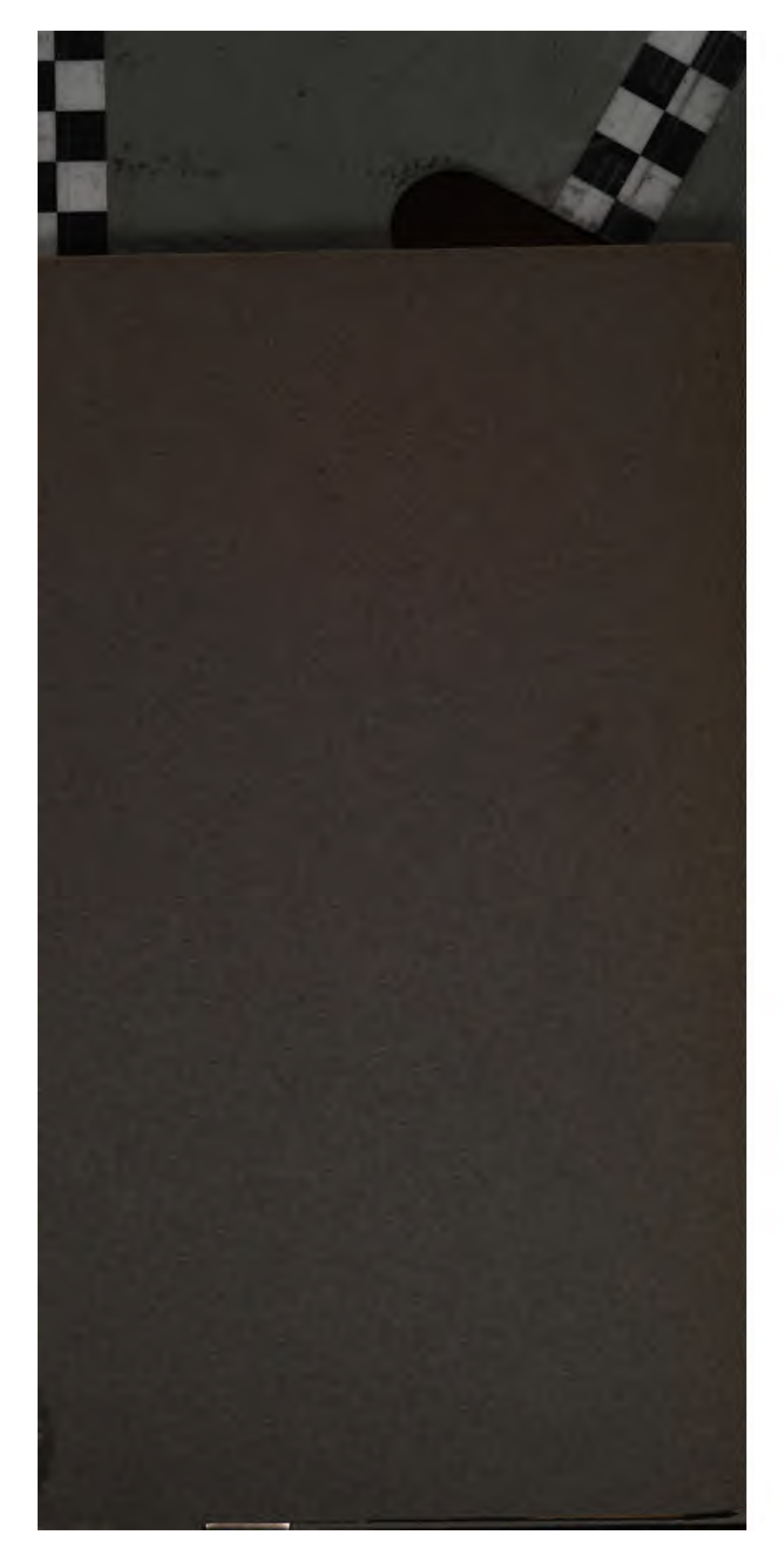


ÜBER EINEN
NATURWISSENSCHAFTLICHEN
ABERGLAUBEN.

NACH EINEM VORTRAGE

GEHALTEN IN DER NATURFORSCHENDEN GESELLSCHAFT ZU HALLE

AM 28. APRIL 1894.

VON

DR. EDMUND O. VON LIPPMANN.

Mit einer Figur im Text

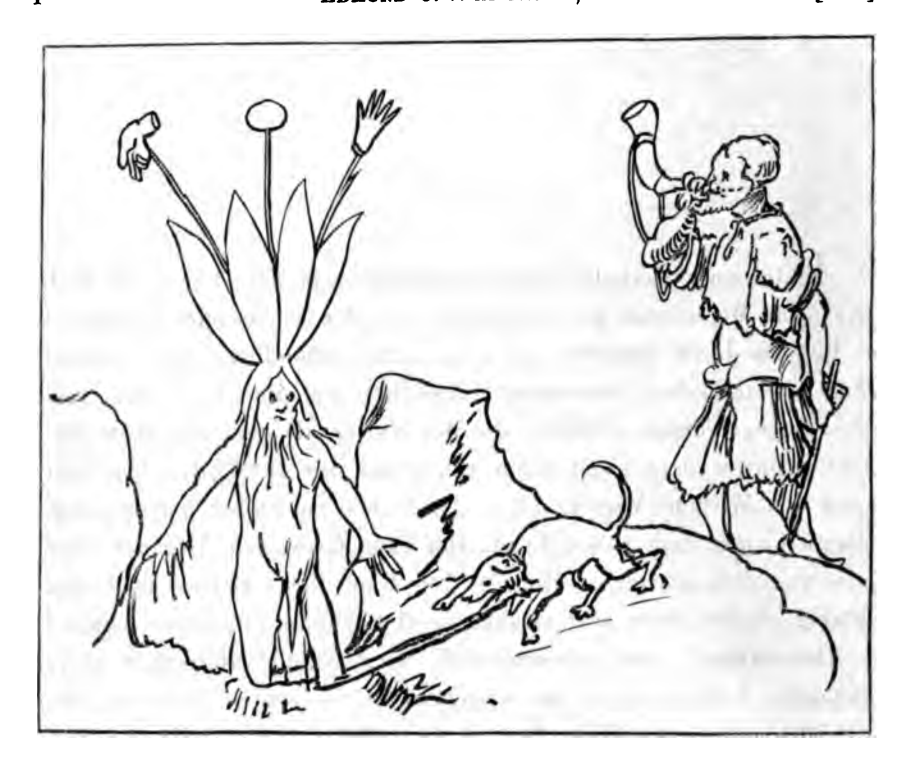
In der am kaiserlichen Hofe spielenden Scene des „Faust“ (II. Teil, 1. Act) rät Mephistopheles bekanntlich an, der wachsenden Finanznot des Reiches durch Ausgabe von Papiergeld abzuhelfen, und verweist behufs „metallischer Bedeckung“ desselben auf die im Boden vergrabenen, herrenlosen Schätze, die der Kaiser als sein Eigentum betrachten dürfe; dem zweifelnden Gemurmel des Hofstaates begegnet er mit den Worten (Vers 4977 ff.): „Da stehen sie umher und staunen, Vertrauen nicht dem hohen Fund, Der Eine faselt von Alraunen, Der Andre von dem schwarzen Hund“. Der Sinn dieses Satzes ist bisher unklar geblieben, denn war es auch zweifellos, dass unter dem Alraune die Alraunwurzel, der geheimnissvolle Gegenstand zahlreicher abergläubischer Vorstellungen, zu verstehen sei, so schien doch der Zusammenhang zwischen dieser Wurzel, den Schätzen, und dem schwarzen Hunde dunkel, und auch aus den Erklärungen der bewährtesten Commentatoren ist in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes zu entnehmen.[1])

Bei einem Besuche des Nürnberger Germanischen Museums bemerkte ich nun in einem der oberen Säle, welcher alchemistische, astrologische Instrumente u. dgl. enthält, eine an der Längswand hängende mittelalterliche Zeichnung, auf die, wie ich gelegentlich meiner späteren Studien ersah, zuerst wohl PETERS[2]) aufmerksam gemacht hat, und die gleich beim ersten Anblicke ein gewisses Licht auf die oben angeführten rätselhaften Zeilen wirft.

Wir sehen einen kräftigen Hund mit Anstrengung bemüht, die Alraunwurzel, an die er mit einem Stricke angebunden ist, aus dem Boden herauszuziehen, während sein Herr erwartungsvoll danebensteht und in ein mächtiges Horn stösst. Wie aber ist hinwiederum der Sinn dieser Zeichnung aufzufassen, und wie ihre innere Bedeutung aus-

[1]) CARRIÈRE (Leipzig 1869; II, 241), DÜNTZER (Leipzig 1887; II, 74), SCHRÖER (Heilbronn 1888; II, 23).

[2]) „Aus pharmaceutischer Vorzeit“ (Berlin 1886; I, 181).



zulegen? Auf diese Fragen war Antwort zu erhoffen, wenn es gelang, die Geschichte der Alraunwurzel und des ihr anhängenden Aberglaubens bis zu einem gewissen Grade aufzuklären.

Was nun die Alraunpflanze oder *Mandragora officinalis* selbst anbelangt[1]), so ist sie eine in Mittel- und Südeuropa heimische, zum Geschlecht der Solaneen oder Nachtschatten gehörige und der Tollkirsche (*Atropa Belladonna*) verwandte perennirende Pflanze, mit sehr grosser, dicker, graubrauner, stark und lang behaarter, rübenförmiger, fast stets deutlich zweigeteilter Wurzel, mit milchweissen Blüten und gelblichen Beeren; Wurzelrinde und Blätter schmecken bitter, riechen betäubend, und wirken, wie auch die übrigen Teile der Pflanze, stark narkotisch, was nach Ahrens[2]) auf dem Vorhandensein zweier giftiger, dem Atropin und Hyoscyamin nahestehender Alkaloïde beruht.

---

[1]) s. Wittstein, „Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreiches" (Breslau 1882, 18).

[2]) Liebig's Annalen, Bd. 251, S. 312.

Das eigentümliche Aussehen der behaarten, gleichsam zweibeinigen Wurzel scheint schon in frühester Zeit Vergleiche derselben mit der menschlichen Gestalt veranlasst zu haben, da bereits PYTHAGORAS (580—500 v. Chr.) sie *ἀνθρωπομόρφη* nennt[1]); auch waren ihre medicinischen Wirkungen wohlbekannt, denn schon HIPPOKRATES (460—356 v. Chr.) bezeichnet in einer von ihm verfassten oder ihm zugeschriebenen Abhandlung „De locis in homine" den Saft als beruhigendes und die Gallenabsonderung förderndes, in grossen Dosen aber als gefährliches, Raserei verursachendes Mittel. ARISTOTELES (384—322 v. Chr.) erwähnt die Mandragora in der Schrift „De somno et vigilia" als schlafmachend[2]); sein Schüler THEOPHRAST (372—285 v. Chr.) berichtet[3]), man gewinne ihre grosse dicke Wurzel, indem man drei Kreise mit dem Schwerte um sie ziehe, dabei umherspringe und viel von erotischen Dingen rede, und sie schliesslich, den Blick gegen Westen gerichtet, aus der Erde reisse; über die Ursachen dieses Aberglaubens, der uns hier zum ersten Male begegnet, spricht sich Theophrast nicht aus, sondern sagt nur noch, die Pflanze sei ein Heilmittel vieler Krankheiten, bewirke aber in grösserer Menge genossen tiefen Schlaf, ja selbst Tod. In diesem Sinne gebraucht auch DEMOSTHENES (383 – 322 v. Chr.) die Redensart „*ὑπὸ μανδραγόρᾳ καθεύδειν*" (unter der Mandragora schlafen = sterben) als sprichwörtlich. Nicht unmöglich ist es übrigens, dass schon HOMER auf die Mandragora anspielt, wo er von dem Kraute, das Hermes dem Odysseus als Gegenmittel für den Zaubertrank der Circe übergiebt, sagt[4]):

„Schwarz war die Wurzel zu schaun, jedoch milchähnlich die Blüte;
Moly wird's von den Göttern genannt; schwer ist es zu graben
Sterblicher Menschen Geschlecht; doch Himmlische können ja alles".

COLUMELLA (35—65 n. Chr.) nennt die Mandragora wieder, wie Pythagoras, „*planta semihominis*".[5]) PLINIUS (23—79) erzählt, sie komme in zwei Arten vor, einer männlichen und einer weiblichen, und enthalte einen schmerzstillenden, schlafbringenden, bei allzugrosser Gabe aber betäubenden und tödlichen Saft; das Ausgraben geschehe vom Winde abgewandt und nachdem man, das Gesicht nach Westen

[1]) s. SPRENGEL's Ausgabe des Dioskorides (Leipzig 1830).
[2]) Ausgabe der Berliner Akademie, v. 3, 456 b, 30.
[3]) Historia plantarum 6, 2; 9, 8 und 9. De causis plantarum 6, 2 und 4.
[4]) Odyssee, X, 302 ff.
[5]) De re rustica, 10, 19.

gekehrt, mit einem Schwerte drei Kreise um sich gezogen hat.[1] DIOSKURIDES berichtet in seiner um 77 oder 78 verfassten „Materia medica“ ungefähr das Nämliche: die Pflanze besitze zwei Geschlechter, liefere einen in kleinerer Menge einschläfernden, in grösserer betäubenden und tödlichen Saft, den die Aerzte in Gestalt eines Weines als Anästheticum bei Operationen anwenden, und bewähre sich ausserdem als kräftiges Liebesmittel.[2] Den erwähnten medicinischen Gebrauch bestätigen auch andere Autoren, und noch GALENUS (131—204) führt an, dass der Extract der Mandragora, sowie der aus ihr bereitete Wein alljährlich zu gewisser Zeit aus Creta nach Rom gebracht werde.

Ausführlicheres findet sich in den um 125 geschriebenen „Tiergeschichten“ des AELIAN[3]: Die Pflanze „Kynospastos“ (= hundgezogen), die ein wichtiges Heilmittel und auch sonst zu vielen Dingen nützlich ist, erkennt man des Nachts an ihren leuchtenden Blüten[4], darf sie aber nicht abpflücken, sondern bezeichnet nur ihren Standort, da jeder, der sie berührt, sofort sterben müsste; am nächsten Morgen bringt man einen jungen hungrigen Hund mit, bindet ihn mittelst eines Strickes an die Wurzel und hält ihm ein Stück Fleisch vor. Vom Hunger getrieben zieht dann der Hund die Pflanze samt der Wurzel aus, fällt aber im Augenblicke, der diese an das Tageslicht bringt, tot zu Boden. Aehnliches meldet auch DIODORUS VON TARSOS, der noch hinzufügt, dass die leuchtenden Blüten Nachts vor den sich ihnen Nähernden fliehen und zurückweichen. FLAVIUS JOSEPHUS (37—93) schildert die Mandragora ebenfalls als des Nachts feuerrot leuchtend, berichtet von der Kunst, ihrer todbringenden Gewalt durch Ausgraben mittelst des Hundes zu entgehen, und versichert, dass sie ihrem Besitzer grosse Schätze, Unverwundbarkeit, die Kunst des Wetterzaubers, und Kinderreichtum zubringe.[5] Der Glaube an die erotischen Eigenschaften der Wurzel scheint uralt zu sein; Theophrast kennt ihn bereits (s. oben), Aphrodite führte nach dem Lexikographen HESYCHIUS (um 380) den Beinamen μανδραγορῖτις, und in der Septuaginta, der

[1] Historia naturalis lib. 25, cap. 94.
[2] Materia medica lib. 4, cap. 76; lib. 5, cap. 81.
[3] Historia anim. 14, cap. 27.
[4] In Wirklichkeit sind die Blüten der Mandragora Nachts völlig geschlossen.
[5] De bello Judaico VII, 6, 3.

zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus (285—247 v. Chr.) verfassten griechischen Bibelübersetzung, wird der Name der Pflanze Dudaïm[1]), die Ruben auf den Feldern fand, und die sich die unfruchtbare Rahel von Lea schenken liess, um Kindersegens teilhaftig zu werden, durch die Worte „μῆλα μαρδραγόρου" wiedergegeben.

Auch bei den späteren byzantinischen Schriftstellern, z. B. bei THEOPHANES (um 818) und KEDRENOS (um 1050), wird der Mandragora, ihrer zauberischen Eigenschaften, und ihrer Gewinnung mittelst des Hundes, in stets der nämlichen Weise gedacht. Aus der griechischen und byzantinischen Litteratur gingen dann diese abergläubischen Vorstellungen in die des Orientes über; man begegnet ihnen in der ältesten persischen Pharmakopöe, der des ALI-EL-HEREWI (um 980), bei AVICENNA (980—1037) und allen seinen Nachbetern[2]), und die Historiographen des ersten Kreuzzuges (1096—1099), z. B. JACOBUS DE VITRIACO[3]), melden sie wieder dem christlichen Europa zurück. Dort fanden sie zwar bei den erleuchteteren Geistern der Zeit wenig Anklang: der gelehrte PLATEARIUS (um 1150), und PETRUS DE CRESCENTIIS (1235—1320), verlachen sie geradezu, VINCENTIUS BELLOVACENSIS (gest. 1260), THOMAS DI CANTIPRATO (gest. 1260), und ALBERT DER GROSSE (1193—1280) thun ihrer bei Besprechung der Mandragora gar keine Erwähnung[4]), und auch CONRAD VON MEGENBERG, der Verfasser der ersten deutschen Naturgeschichte (1349) folgt diesem Beispiele[5]); desto mehr aber erhielten und befestigten sie sich im Volksglauben und auch in der Volksmedicin, wofür nur ihr Vorkommen in den späteren, vielfach erweiterten Fassungen des berühmten, ursprünglich der Schule von Salerno entstammten „Regimen sanitatis" angeführt sei, z. B. in der 1486 zu Augsburg gedruckten Ausgabe des „Hortus sanitatis". Zauber- und Wunder-Wirkungen mittelst der Alraunwurzel, sei es zu guten oder zu bösen Zwecken, fanden daher während des ganzen Mittelalters Ausübung und Glauben, und die Beschuldigung, Alraune erworben oder benützt zu haben, bil-

[1]) Genesis, 30, 14.

[2]) Der gelehrte SPRENGEL irrt, wenn er die „menschenähnliche Gestalt" der Mandragora auf Avicenna zurückführt (Dioskorides II, 605).

[3]) „Gesta Dei per Francos", ed. BONGARS, Han. 1611; I, 1099.

[4]) ALB. MAGNUS „De vegetabilibus", lib. VI, Cap. 12, Absatz 379—381.

[5]) „Von den Kräutern", V, Cap. 48; IV, Cap. 28.

dete einen stehenden Anklagepunkt gegen die, des Verkehres mit bösen Geistern, Hexen, Teufeln u. s. f. Verdächtigen; obwohl nun, wie DU-CANGE berichtet [1]), die Pariser Behörden schon im 14. Jahrhunderte aufgeklärt genug waren, den Verkauf von Alraunwurzeln als Betrug zu verbieten, und die Wurzeln ins Feuer zu werfen, so begegnen wir daher dennoch z. B. der „Alraunzauberei" unter den Gründen, die 1431 zur Verurteilung und Verbrennung der Jungfrau von Orleans Anlass gaben, ja noch 1578 führt der gelehrte Jesuit DEL RIO es anscheinend als einen Beweis besonderen Muthes an, dass er eine Mandragora den Flammen überliefert habe. [2])

Das 16. und 17. Jahrhundert zeitigten eine reichhaltige, die Alraunpflanze und ihre wunderbaren Eigenschaften betreffende Literatur, die zu einem grossen Teile deutschem Boden entspross [3]), und manche specifisch germanische Züge aufweist. Alle Berichte stimmen annähernd in folgenden wesentlichen Punkten überein: Die Alraunwurzel ist von menschlicher Gestalt, entsteht aus dem Samen eines unschuldig Gehängten, besonders eines schätzelüsternen Erbdiebes, wächst daher häufig unter den Galgen, und heisst deshalb auch „Galgenmännlein"; sie zu gewinnen ist mit Lebensgefahr verknüpft, da sie beim Herausziehen so entsetzlich schreit, dass wer es hört vor Schrecken sterben muss; wer sie daher ausgraben will, der verstopfe sich die Ohren mit Wachs, mache vor Sonnenaufgang, und nach Westen blickend, drei Kreuze über die Wurzel, binde einen hungrigen schwarzen Hund an sie, halte diesem Futter vor, und blase zugleich in ein starkes Horn, um das todbringende Geschrei der Pflanze zu übertönen. Der Hund fällt tot zu Boden, sobald die Wurzel ans Licht gelangt; man wäscht diese mit rotem Wein, legt sie in ein rotes Tuch, bekleidet sie jeden Neumond mit einem weissen Hemdlein, badet sie jeden Sonnabend, und bewahrt sie in einem Kästchen auf.

Die gelehrten Commentatoren der antiken Schriftsteller aus der Zeit der beginnenden Renaissance, sowie besonders die Väter der deutschen Botanik, z. B. MANARDUS (1462—1536), MATHIOLUS (1501

---

1) Glossarium, IV, 224.

2) S. GRAESSE „Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters", Dresden 1850, 45.

3) GRAESSE (a. a. O., 56) zählt 18 ausführliche Schriften auf.

—1577), MARCELLUS VERGILIUS (1518), BRASAVOLI (1545), AMATUS LUSITANUS (1554), BOCK (1498—1554), FUCHS (1501—1566), TABERNÄMONTANUS (1588) u. A. suchten vergeblich Aufklärung über die Mandragora zu verbreiten, und die Betrügereien aufzudecken, die mit ihr getrieben wurden: so z. B. schnitt man die Wurzeln der gemeinen Zaunrübe (Bryonia alba) zu menschlichen Gestalten zurecht, liess ihnen Haare wachsen, indem man sie mit Gras- oder Hirsesamen besteckt in feuchten Sand legte, und stattete sie schliesslich mit allerlei schreckhaften oder grauen-erregenden Attributen aus; einzelne derartige Kunstprodukte haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.[1] Der grossen Lebensgefahr wegen, die angeblich mit ihrer Ausgrabung verknüpft war, wurden die Alraune um schweres Geld verkauft, so z. B. erwarb noch Kaiser Rudolph II. (1576—1612) einen solchen für 100 Thaler, und zur nämlichen Zeit wurde in Leipzig ein Exemplar mit 64 Reichsthalern bezahlt. Trotz aller Verbote und schwerer Strafen (von der Auspeitschung bis zur Hinrichtung) blieb daher der Handel mit Alraunen ebenso unausrottbar wie der Wunderglaube des Volkes; wie allverbreitet dieser war, zeigt u. A. das Lustspiel „La mandragola" des MACHIAVELLI, aus dem LAFONTAINE eine seiner Erzählungen schöpfte.[2]

Aus den oben angeführten Berichten[3] ergiebt sich ferner, dass die nach Vorschrift erworbene und behütete Alraunwurzel ihrem Besitzer hauptsächlich vier Gaben einbringt, nämlich Gesundheit, Kindersegen, Gewalt über das Wetter, und Reichtum an Schätzen und Gold; legt man ihr z. B. nächtlich einen halben Thaler bei, so findet man diesen am Morgen verdoppelt, und dasselbe geschieht mit einem Dukaten, doch muss man mit diesem schonsam sein, um die Kräfte der Wurzel nicht zu überanstrengen. Deutlich wird hierdurch der Zusammenhang erkennbar, in dem die Mandragora mit dem Brutpfennig und dem Heckthaler, und durch diese wieder mit der Springwurzel und Wünschelrute steht; uralte, zum Teil bis in die fernste indogermanische Vergangenheit zurückreichende mythologische Vorstellungen sind es, die den Aberglauben, der sich an alle diese Wunderdinge knüpft, erklären und verbinden.[4]

---

[1] PETERS, a. a. O.; I, 181.

[2] Contes et Nouvelles III, 2.

[3] GRAESSE, a. a. O.

[4] S. die mythologischen Werke von GRIMM, PRELLER, SIMROCK, sowie KUHN's „Mythologische Studien" I. (Gütersloh 1886).

Im Mittelpunkte dieser Vorstellungen, die hier nur nach den zum Verständnisse notwendigsten Richtungen kurz angedeutet, nicht eingehend entwickelt werden können, steht die Ueberlieferung, dass das Feuer, die berauschende Kraft des gegohrenen, Geist- und Körpererregenden, „feurigen“ Trankes der Urzeit, und mit ihnen auch der erste Funke menschlichen Lebens, gemeinsamen himmlischen Ursprunges seien, und gemeinsam zur Erde herabgelangten.

Das himmlische Feuer und der himmlische Trank wurden in gleicher Weise in den Wolken entstehend gedacht, wie man sie im Leben zu erlangen gewohnt war. Das Feuer zuckt entweder als Blitz aus einem himmlischen Wetterbaum, dessen Zweige als Wolken das Firmament bedecken, und wird als brennender Zweig, Keil, oder Stab, von einem Vogel (der anfänglich wohl die Personifikation des Blitzes war) zur Erde getragen; oder es entsteht durch bohrende Reibung und Drehung eines Keiles oder Stabes in der Nabe eines Rades (des Sonnenrades, das sich später zum strahlenden Wagen des Helios gestaltet), und fährt als Blitz in Stab- oder Keilgestalt zur Erde, woferne nicht etwa ein Gott es in solcher Form (als Donnerkeil) herabschleudert, oder es in Vogelgestalt entführt und der Erde zuteilt, — worauf z. B. der geflügelte Stab des griechischen Hermes und des indischen Agni hinweist. Der feurige Trank gilt, dem entsprechend, entweder für den Saft eines himmlischen Baumes, oder für das Produkt einer quirlenden Mischung himmlischer Kräfte, und wird durch einen Vogel zur Erde gebracht, oder durch einen Gott in Vogelgestalt geraubt, — ein Mythus, als dessen letzter Rest die Entführung des Mundschenken Ganymed durch den in einen Adler verwandelten Zeus erscheint. Mit dem Verfahren bei der Feuerentzündung vergleicht endlich die naive Anschauung das bei der Zeugung, bildet so die Entstehung des Blitzes zur Erzeugung einer Gottheit um, die zur Erde herabsteigt und dort der Stammvater des menschlichen Geschlechts wird, und betrachtet umgekehrt den Zeugungsakt als Erweckung des himmlischen Feuerfunkens der Seele; auch als Bringer dieser, den Körper belebenden Seele wird ein Vogel gedacht (und zwar besonders ein roter, d. h. feuergleicher, z. B. der Rotspecht, oder der rotbeinige Storch), daher denn auch nach dem Tode die Seele in Vogelgestalt wieder gen Himmel entschwebt.

Da das Feuer auf Erden aus Holz wieder hervorgelockt werden

muss, wird der herabgefahrene Blitz in einen Baumstamm verwandelt gedacht, und zwar, weil der Blitz als Dreizack vorgestellt wird, vorwiegend in einen solchen mit dreigespitzten oder dreilappigen Blättern, z. B. in einen Eschen- oder Eichenstamm; der Vogel, der das Feuer herabbringt, verwandelt sich gleichfalls in eine Pflanze, und zwar hauptsächlich in eine solche mit gefiederten Zweigen oder Blättern, z. B. in eine Eibe oder eine Eberesche (Vogelbeere), deren rote Früchte den feurigen Ursprung verraten. Aus Baumsäften, u. A. aus Eschensaft, wurde aber auch der gährende feurige Trank der Vorzeit bereitet, und Bäume mit roten Blüten oder Früchten, und rotgefärbten Rinden oder Hölzern, gelten vorzugsweise für geeignet zur Saftentnahme. Den Bäumen, besonders der Esche, lässt endlich die Sage auch die ersten Menschen entspringen, und noch heute sprechen wir daher von „Stamm“ und „Stammbaum“. Der innige Zusammenhang aller dieser Anschauungen erhellt aus zahlreichen Sagen, Gebräuchen und Mythen: der heilige Soma- oder Haoma-Trank der Inder und Eranier wird z. B. in ältester Zeit aus dem Safte einer feuer- oder goldrot blühenden Pflanze bereitet und verleiht Kraft, Gesundheit und Kinderreichtum; heiliges Feuer gewinnt man aus dem Holze der Esche und Eiche mit Hilfe jener Schling- und Schmarotzerpflanzen, die schon die Natur diesen Bäumen vermählt hat (Epheu, Mistel, gewisse Clematis-Arten, u. s. f.); die Feuerhölzer oder „Arani“ der alten Inder haben vollständige menschliche Körperbildung als Mann und Weib, und nur wer sie in richtiger Weise reibt, erlangt heilbringendes Feuer, wird aller Wünsche teilhaftig und reich an Kindern; der latinische Stammvater Picus (= Specht) naht sich als feuerbringender Vogel, nährt Romulus und Remus mit Wein und Meth, wird erster König d. h. erster Mensch des Landes, und gilt als Schutzgott der Gebärenden und der kleinen Kinder, u. s. w., u. s. w.

Von dem nämlichen Picus (= Specht) meldet aber die Sage auch, er sei im Besitze der Springwurzel gewesen, in der nichts anderes zu erblicken ist, als ein himmlischer Donnerkeil. Und in der That erzählen die indogermanischen Mythen gleichlautend, dass u. a. der Rotspecht der Bringer der Springwurzel sei, die er herbeihole um sein von Menschenhand durch einen Keil verschlossenes Nest wieder zu öffnen, und die er fallen lasse, wenn man ihn mit Wein und Meth anlocke, oder wenn man unter einer Eberesche ein Feuer anzünde, oder ein

rotes Tuch ausbreite, und zwar bei Tagesanbruch, derart, dass die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne es beleuchten. Die herabgefallene Springwurzel wird im Boden zur Pflanze, deren feuriger Ursprung sich dadurch verrät, dass sie des Nachts leuchtet und flammengleich umherhüpft; ihrer Abstammung von den „goldenen Sonnenstrahlen" verdankt sie die Verwandtschaft zum Golde und die Anziehungskraft für edle Metalle, sie offenbart daher verborgene Schätze, sprengt verschlossene Thüren der Schatzgewölbe, und verleiht ferner langes Leben, Macht über das Wetter, und Kindersegen. Als heilige Pflanze darf sie nur unter Beobachtung besonderer geziemender Gebräuche dem Boden entnommen werden, widrigenfalls sie all das Unglück und Uebel herbeiführt, vor dem sie sonst schützt; beim Brechen der Wurzel erhebt sich Lärm, Sturm und Donnergetöse, indem der bis dahin festgewurzelte Donnerkeil seine alte Natur wiedergewinnt. Die Springwurzel, ebenso wie die Wünschelruthe, die man u. a. gleichfalls aus dem Holze der Eberesche gewinnen kann, haben (oder erhalten künstlich) menschliche Gestalt als Mann oder Weib; sie werden wie kleine Kinder gekleidet und gehegt, mit Wein oder Meth genährt, in einer Wiege oder wiegenähnlichen Truhe aufbewahrt, und mit menschlichen Namen benannt, indem man über sie drei Kreuze macht. Die drei Kreuze sind aber das Zeichen des Gottes Thor oder Donner, der mit dem dreigespitzten Hammer Blitze aus den Felsen schlägt oder den Hammer selbst als todbringendes Geschoss wirft (daher die Redensart „vom Donner gerührt", „vom Donner geschlagen"), und dem desshalb der Kreuzdorn, die Mistel und die Hasel heilig sind.

Aus dem Dargelegten ergiebt sich nun auch ohne Schwierigkeit die Quelle des an der Mandragora haftenden Aberglaubens, und die Deutung desselben. Den Ausgangspunkt bildete offenbar die auffällige, das einfachste Bild des zweibeinigen Menschen versinnlichende Gestalt der Wurzel, vielleicht auch ihr lebhaft (bis zur Tollheit und Raserei) erregender, daher anscheinend berauschender Saft; daraufhin wurden ihr dann auch die übrigen, in dem geschilderten Vorstellungskreise hiermit zusammenhängenden Eigenschaften beigelegt, deren mannigfaltigen mythologischen Beziehungen sie in jeder Hinsicht entspricht.

Die Alraunwurzel findet sich zunächst unter heiligen Bäumen, z. B. Eschen, Eicheln, Eiben, Haseln und Kreuzdorn; ihre Entstehung aus dem

Samen eines am Galgen Gehängten verweist auf das sagenhafte neuntägige Hängen Odins an der Weltesche Yggdrasil, sowie auf eine spätere Erzählung, nach der die Alraunen Kinder des obersten Teufels[1]) (d. h., vom christlichen Standpunkte aus, Odins) und der klugen Frau Albruna seien.[2]) Der schon von Flavius Josephus überlieferte Glaube, dass in der Alraunwurzel ein Gespenst wohne, ist in dieser Hinsicht ebenso von Bedeutung, wie die bereits von Aelian und Kedrenos vermeldete Benützung der Wurzel zur Heilung von Fallsucht und Besessenheit, also von Krankheiten die man der Gegenwart von Dämonen zuschrieb und zugleich mit diesen auszutreiben unternahm. Andererseits erinnert aber dieser Glaube auch wieder an die Verwandlung des Blitzgottes, und weiterhin seines Symboles, des Donnerkeiles, in die Pflanze: die Natur des himmlischen Feuers äussert sich im nächtlichen Leuchten, flammengleichen Hüpfen und Fliehen der Blüthen, ferner in dem Gebote den Alraun nur innerhalb dreier Kreise (die das Sonnenrad bedeuten) und bei Sonnenaufgang auszuziehen — und zwar nach Westen blickend, d. h. nach der nämlichen Richtung, in der die ersten aus dem Osten kommenden Sonnenstrahlen auf die Wurzel fallen —, endlich in der Notwendigkeit, letztere in ein rotes Tuch eingehüllt aufzubewahren; die Natur des Donnerkeils wieder verrät sich durch die vor dem Ausgraben nötige Bezeichnung mit drei Kreuzen, und in dem entsetzlichen Schrei und todbringenden Weherufe der losgelösten Pflanze. Das Waschen der Wurzel mit rotem Wein mahnt an den Zusammenhang mit dem feurigen Himmelstrank; ihre Gestaltung als Mann und Weib, das kindergleiche Baden, Kleiden und Aufbewahren in einer Truhe, der Gebrauch als Liebesmittel, sowie die erotischen Reden beim Ausgraben (nach Theophrast), knüpfen hinwiederum an den Vergleich der Feuergewinnung mit der Zeugung an. In Uebereinstimmung mit allem Diesem stehen einerseits die Gaben, welche die Mandragora verleiht, nämlich Kindersegen und leichte Geburt, Gesundheit und Kraft (langes Leben und Unverwundbarkeit), Gewalt über das Wetter, Reichtum

[1]) Nach Hesychius führte auch Zeus den Beinamen *ὁ μανδραγόρας*.

[2]) Von Albruna berichten Tacitus (Germania, Cap. 8), und Jornandes (De rebus Geticis, Cap. 14); den Namen der kugen Fee Maglore, die in französischen Sagen eine so grosse Rolle spielt, leitet Grimm ebenfalls von Mandaglore oder Mandagloire (= Mandragora) ab.

und Güter, endlich die Erlangung von Gold und verborgenen Schätzen, — daher wieder die Bedeutung des Erbdiebes für die Entstehung des Alrauns —, andrerseits aber auch die Strafen und Unglücksfälle, mit denen sie Jene heimsucht, die sie nicht nach gebührendem Gebrauche aufbewahren oder erwerben.

In letzterer Hinsicht sind noch die, das Horn und den Hund betreffenden Vorschriften zu erwähnen. Das Horn hat ursprünglich nicht den Zweck den Todesschrei des Alrauns zu übertönen, sondern gilt selbst als Symbol des Todes; in diesem Sinne bläst es Wate, der Vater Wieland des Schmiedes, in seiner Eigenschaft als Todtenschiffer, Odin als Todesgott, und Heimdall lässt es als Zeichen des Weltunterganges bei der Götterdämmerung erschallen. Auch der Hund ist ein Attribut der Unterweltsgöttin Nehallenia, bedeutet den Tod oder einen Todesboten, und tritt z. B. als solcher in Gestalt des Gardevias im „Titurel" und des Petiteriu im „Tristan" auf. Als Zugehöriger der dunklen Mächte findet sich der schwarze Hund mit feuriger Zunge und feurigem Schweife im Gefolge des zum wilden Jäger gewordenen Odin, und wird schliesslich zum Höllenhund, zum Begleiter des Teufels, ja zu diesem selbst, wie denn der Teufel in manchen Sagen[1]) u. A. auch im „Faust", in Hundesgestalt erscheint;[2]) solche Anschauungen machen es erklärlich, dass der schwarze Hund als Bewahrer und Hüter der unterirdischen Schätze gilt, ja dass vielfach „Hund" und „Schatz" geradezu identificirt werden, wie in der noch heute gebräuchlichen, aber nicht mehr verstandenen Redensart „da liegt der Hund vergraben".[3]) Die Beziehungen zu den verschiedenen Eigenschaften der Mandragora, die noch gegenwärtig im Volksmunde „Hundsapfel" heisst,[4]) treten aus dem Angeführten deutlich hervor, und aus ihnen ergiebt sich zugleich in Klarheit der Sinn und Zusammenhang jener GOETHE'schen Verse, von denen die vorliegende Untersuchung ihren Ausgang nahm.

[1]) GOETHE-Jahrbuch XV, 261.

[2]) Vers 1154 ff: „Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel Auf seinen Pfaden hinterdrein." „Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel".

[3]) s. GRIMM's „Mythologie", und SCHMELLER's „Bayrisches Wörterbuch".

[4]) WITTSTEIN, a. a. O.




LANE MEDICAL LIBRARY
To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

